

(Nachdruck verboten.)

11]

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Sie hatte offenbar ihren Körper gewaschen und sah nun im weißen Unterrock und Leibchen da und kämmt ihr schönes Haar. Es lag etwas von einer Prinzessin über ihr, so wie sie ihren Körper pflegte und wußte, wie das gemacht werden mußte. Der Spiegel stand vor ihr auf dem Fensterbrett und draußen vor dem kleinen Hinterstübchen zwischen den Dächern und den fleckigen Brandmauern hindurch sah man die Zucht-hausbrücke und den Kanal, der hinauslief. Da draußen bei den Handelsplätzen war die Luft grau gestreift von der Takelage der Schiffe.

Pelle setzte sich auf den Puff am Ofen, die Ellenbogen auf die Knie und starrte zu Boden; ihm war so wunderbar zu Sinn. Wenn nur die Alte bald kommen wollte, dachte er. — Ich glaube, ich gehe hinaus und tue, als wenn ich Ausschau halte; aber er blieb doch sitzen. An der Wand stand das zweifschläfrige Bett mit der rotgeblühten Decke darüber und an der anderen Wand der Tisch, unter den die Stühle geschoben waren. Sie sollte mich nicht zu sehr reizen, dachte er wieder, sonst endet es vielleicht doch noch damit, daß ich zugreife und dann verbrennt sie sich!

„Warum sagst Du gar nichts zu mir, Pelle?“ fragte Hanne.

Er erhob den Kopf und sah sie drinnen im Spiegel; sie hatte die Spitze ihrer Flechte im Mundwinkel und sah aus wie ein Mädchen, das sich in den Schwanz beißt.

„Ach, was soll ich wohl sagen!“ antwortete er mürrisch. „Du bist böse auf mich, aber das ist unrecht von Dir, wirklich das ist unrecht! Kann ich was dafür, daß ich solche Angst vor der Armut habe. Ja, wie mir davor graut! Von meiner Geburt an ist da nie etwas anderes gewesen, und Du bist auch arm, Pelle, eben so arm, wie ich selbst! Was sollte wohl aus uns beiden werden? Wir kennen ja das Ganze!“

„Was soll denn werden?“ fragte Pelle.

„Das weiß ich nicht, und das ist auch ganz gleichgültig. — Nur etwas, was ich nicht kenne. Ja, alles wird so bekannt, wenn man arm ist, jeden Faden im Zeug kennt man auswendig, man kann sehen, wie er sich abschleift. Wärest Du nur Seemann gewesen, Pelle!“

„Hast Du ihn etwa wiedergesehen?“ fragte Pelle.

Hanne schüttelte lachend den Kopf. „Nein, aber ich glaube an etwas, an etwas Großartiges! Da drüben liegt ein großes Schiff, ich kann es vom Fenster aus sehen. Das ist voll von herrlichen Dingen, Pelle!“

„Du bist verrückt!“ sagte Pelle höhnisch. „Das ist eine Bark, die nach dem Kohlenfai will. Sie kommt mit Kohlen aus England.“

„Das mag gern sein,“ erwiderte Hanne gleichgültig. „Was mache ich mir daraus. Da drüben liegt das Schiff und hat mir etwas aus der Fremde mitgebracht, so singt es in mir, und die Freude kannst Du mir doch wohl gönnen.“ Die Mutter kam herein und äffte ihr nach.

„Ja, da drüben liegt das Schiff und hat mir etwas mitgebracht, ja, da liegt das Schiff und hat mir etwas mitgebracht — großer Gott! Hast Du es denn nicht bald satt, Deinen eigenen verschrobenen Blödsinn anzuhören. Deine Kindheit hindurch hast Du dageessen und gesaulenz und nach dem Schiff ausgegeben, jetzt kann es doch wohl bald genug sein. Und da läßt Du Pelle sitzen und zusehen, wie Du Deine Jugend entblößest, schämst Du Dich denn gar nicht?“

„Pelle ist so gut, und er ist mein Bruder. Der denkt sich nichts dabei.“

„Denkt sich nichts dabei! Ja, er denkt, wie weich und weich ist ihr Busen! Und in ihm weint es, weil er seinen Kopf nicht dahin legen darf. Ich habe es auch gekannt, wie es ist, Freude zu schenken in meinen jungen Tagen.“

Hanne errötete bis über den Busen hinaus. Sie warf ein Handtuch über und lief in die Küche hinaus.

„Sie hat eine so zarte Haut wie eine Königs-Tochter. Sollte man nicht glauben, daß sie ein Kuckuckskind ist? Der Vater konnte sie auch gar nicht ausstehen. Du hast mich mit irgendeinem von den Feinen betrogen, hat er so oft zu mir gesagt. Wie sollten zwei arme Leute zusammen solch seines Porzellan zu Wege bringen? So wahr Gott lebt, Johnsen, sagte ich, Du und kein anderer ist der Vater des Mädchens. Aber er hat uns geprügelt und wollte mir nicht glauben. Er wurde wütend, wenn er das Kind ansah und haßte uns beide, weil sie so fein war. Es ist denn ja auch kein Wunder, daß sie so ein bißchen sonderbar im Kopf geworden ist. Du kannst es mir glauben, Pelle, sie hat mir blutige Tränen gekostet. Aber laß Du sie fahren, Pelle! Ihr könnte ich es wohl wünschen, daß Du sie kriegst, aber für Dich ist es nicht gut, daß sie Dich so hinhält. Und wenn Du sie kriegst, wird es am Ende noch schlimmer für Dich. Frauenmuden sind ein elendes Mobiliar für eine Häuslichkeit.“ Pelle gab ihr recht in seinem stillen Sinn, er hatte sich betören lassen und vergeubete seine Jugend auf einem Wege, der zu nichts führte. Aber nun sollte es ein Ende haben!

Hanne kam herein und sah ihn an, licht und schwärmerisch. „Willst Du mit mir spazieren gehen, Pelle?“ fragte sie. „Ja,“ antwortete Pelle erfreut und warf schnell alle Vorsätze über Bord.

5.

Pelle und seine kleine Nachbarin wetteiferten, wer zuerst am Morgen aufstand. Wenn sie Glück gehabt hatte und ihn wecken mußte, strahlte ihr Gesicht voll Stolz. Es kam wohl vor, daß er ein wenig länger liegen blieb, um ihr die Freude zu gönnen und ganz schlaftrunken antwortete, wenn sie an die Wand pochte. Aber zuweilen forderten die Kinderjahre ihr Recht, und Pelle bewegte sich so still wie möglich, und um halb sechs pochte er dann an die Wand. Dann schämte sie sich den ganzen Vormittag. Die Brüder sollten ihren Morgenkaffee haben und um sechs auf Arbeit sein. Peter, der der älteste war, ging in eine Blechwarenfabrik, Karl trug Morgenzeitungen aus und verrichtete alle mögliche zufällige Arbeit; die mußte er aufstöbern und das hastete seiner ganzen kleinen Person an. Es lag etwas Raftloses, Wandernendes über seinem Wesen, als wenn die Gedanken beständig nach Auswegen suchten.

Um diese Zeit regte es nun rings umher; unten über dem Grunde des Brunnens und hinaus durch den Lonnengang schallte ein endloses Klappern von Fußritten von Hunderten der Arde, die sich schlaftrunken in den Tag hinauswälzten. Zerzaust, Reste von dem Zubal der Nacht noch in Zügen und Augen, schmatzten sie, alle schmatzten sie den Gegensatz zwischen Nacht und Tag, gähnten hörbar und jagten dahin. Hier oben auf dem langen Gang tammelten Fabrikmädchen, Arbeiter und Zeitungsfrauen halb nachend umher; sie verspäteten sich immer und standen nun scheltend da und warteten, bis die Reihe zum Waschen an sie kam. Es war nur eine Waschgelegenheit an jedem Ende des Ganges, und es war nur eben Zeit, die Augen anzufeuern und den Schlaf zu verjagen. Zu allen Stammern standen die Türen offen; die Nachtdünste hingen schwer in dem Gang.

Die Tage, an denen er zu Hause arbeitete, war die kleine Marie guter Laune. Sie sang und trällerte unaufhörlich, mit ihrer wunderlichen Zwergensstimme, und jeden Augenblick kam sie hin und bot ihre Dienste an. Dann konnte sie sich hinter ihn stellen und schweigend dastehen und seiner Arbeit zusehen, während der Atem hörbar in ihr ging mit schwachen pfeifendem Geräusch. Es lag ein dumpfes Brüten in ihrem kleinen, zurückgebliebenen Körper, der Pelle an Mortens unglückliche Schwester Karna erinnerte; dasselbe Unausgetragene, Versteinerte — wie die Früchte von alzu jungen Bäumen. Aber es war doch eine lichtere Färbung über ihr; die Kinderarbeit war nicht als bitterer Saft in sie übergegangen, nur ihr Äußeres war davon gestempelt. Ueber ihrem Wesen lag im Gegenteil ein Schimmer von verträumtem Glück, als gehe es ihr viel besser, als sie erwarten konnte. Vielleicht kam es daher, daß sie darin ein Ergebnis der harten Arbeit ihrer Kindheit sah. Niemand konnte ihr dies in alle Winde zerstreuen.

Sie war eine tüchtige kleine Hausfrau, und die Brüder

respektierten sie und brachten getreulich nach Hause, was sie verdienten. Dann nahm sie davon ab, was sie gebrauchte, legte etwas für die Hausmiete in eine Schachtel zurück, die sie in der Kommode aufbewahrte, und gab ihnen etwas, wofür sie sich amüsieren durften. „Etwas müssen sie haben!“ sagte sie zu Belle, „denn Männer müssen etwas Geld in der Tasche haben. Sie verdienen es ja auch, denn sie haben noch nie einen Derr verdrunken. Sonnabendabend kommen sie immer gleich mit ihrem Verdienst nach Hause. Aber jetzt muß ich an meine Arbeit. Schrecklich, wie einem die Zeit unter den Händen wegläuft!“ Sie schwatze genau so wie eine verheiratete Frau, und Belle amüsierte sich im Stillen. Nach einer Weile guckte sie wieder herein, er sollte irgend etwas schmecken, oder sie hatte ihre Fliedarbeit mitgebracht und ließ sich auf den Rand eines Stuhles nieder. Sie war immer auf dem Sprung, als könne ein Kochtopf überkochen oder sonst etwas geschehen.

Dann redeten sie vernünftig mit einander. Die kleine Marie machte sich nichts aus Geschwätz; da waren auch genug ernste Dinge, die sie bereden mußte: die schwierigen Zeiten nach ihrer Eltern Tode und dann das Wunderbare selbst, daß sie einander schon einmal getroffen hatten; das war ein Ereignis unerschöpflichen Reichtums für sie, obwohl sie sich dessen nicht mehr entsinnen konnte.

Aber Belle wußte es noch ganz deutlich und mußte ihr wieder und wieder erzählen, wie er daheim nach dem Hasen gegangen war, um dem alten Dachdecker Holm den Dampfer zu zeigen, und sie lachte jedesmal, wenn sie hörte, daß Holm dagestanden und vor Angst weggelaufen war, als die Dampfwinde gepustet hatte. Und dann?

„Ja, der Dampfer war ja im Begriff, im Hasen Mobiliar einzuladen, alte Betten, Tische und dergleichen.“

„Das war all das Unserel!“ rief Marie aus und klatschte in die Hände. „Damals hatten wir noch was. Wir brachten es aufs Pfandhaus, als Vater nach dem Fall krank lag!“ Dann starrte sie ihn fremd an, um besser zu hören. „Und mitten zwischen all ihren Sabselikeiten stand ein Mann mit einem alten Spiegel im Arm. Dachdecker Holm kannte ihn und ließ sich in eine Unterhaltung mit ihm ein.“

„Er weinte, nicht wahr?“ fragte Marie gerührt. „Vater war so unglücklich, daß es mit uns zurückging.“

Und dann schwatze sie selbst von dem Hotel dort unten zwischen den Klippen an der Ostküste und von den seinen Gärten, die im Sommer dort wohnten. Drei Jahre hatten sie das Hotel gehabt, und Belle mußte ihr die Summe nennen, um die man ihren Vater betrogen hatte. Sie war stolz darauf, daß sie einmal soviel beseßen hatten. Zehntausend Kronen!

Hier drüben hatte der Vater Arbeit als Maurerhandlanger gefunden; eines Tages trat er auf einen Wippbalken und fiel hinab. Er lag ein paar Monate, und als all ihr Hab und Gut ins Pfandhaus gewandert war, da starb er, und dann kamen sie in die „Arche“. Die Mutter wusch außer Hause, aber sie war so wunderbar im Kopf geworden. Sie konnte das Unglück nicht ertragen, und so vernachlässigte sie die Hauslichkeit, lief umher und suchte Trost bei verschiedenen Religionssekten. Zuletzt war sie ganz gekört, und eines Tages verschwand sie. Man glaubte, sie hätte sich im Kanal ertränkt. „Aber nun geht es uns gut“, schloß Marie immer. „Nun ist es eine Kleinigkeit!“

„Wirst Du denn nicht müde davon, daß Du auf all das Nicht geben mußt?“ konnte Belle verwundert fragen.

Sie sah ihn erstaunt an. „Wovon sollte ich wohl müde sein? Das ist doch nicht mehr, als man bewältigen kann. — Wenn man sich bloß einzurichten weiß, und die Jungen sind zufrieden mit allem, was ich tue. Die machen mir nie Kummer!“

(Fortsetzung folgt.)

## Im Rachen des Todes.

Von Jack London.

(Schluß.)

Plötzlich durchlief eine Bewegung die Zuschauer. Der Ton von Schlittenglocken ließ sich vernehmen, auch die Rufe eines Hundetreibers. Alle Schmitt ausgenommen, blickten sich besorgt um, denn man fürchtete die Schubleute. Allein nur zwei Männer mit einem mit Hunden bespannten Schlitten kamen die Bahn auf dem Fluß herauf, augenscheinlich waren sie auf einer Melognozierungsfahrt begriffen. Beim Anblick der erregten Menschen-

menge hielten sie die Hunde an und kamen neugierig näher, um zu sehen, was der Grund der Aufregung wäre. Der Hundetreiber trug einen Schnurrbart, aber der andere, größere und jüngere Mann war glatt rasiert, und sein Gesicht sah durch die schnelle Bewegung in der kalten Luft ganz rosig aus.

Wolfsblut hatte mittlerweile aufgehört, sich energisch zu wehren, und machte nur dann und wann noch eine krampfartige, doch zwecklose Anstrengung, sich frei zu machen. Die Luft begann unter dem erbarmungslosen Griff des Feindes ihm immer mehr zu mangeln, und die große Ader am Hals wäre trotz des dicken Pelzes längst schon durchgebissen worden, wenn die Dogge ihn nicht so tief gepackt hätte, daß es eigentlich nicht die Brust, und nicht der Hals, gewesen war, wo sie hineingebissen hatte. So brauchte Cherotee lange Zeit, um die Zähne aufwärts zu schieben, und bekam dabei immer mehr von den dicken Falten des Felles zwischen dieselben.

In Schmitt begann unterdessen die teuflische Rohheit seiner Natur das bißchen gefunden Menschenverstand, das er besaß, zu umwölken. Er sah, wie Wolfsbluts Augen starr wurden, und er wußte, daß der Kampf verloren sei. Da konnte er seinen Aerger nicht länger bemeistern, er sprang auf Wolfsblut los und stieß ihn heftig mit den Füßen. Einige der Umstehenden züchten, andere erhoben Einspruch, aber das war auch alles. Schmitt fuhr fort, Wolfsblut mit den Füßen zu bearbeiten, als plötzliche Bewegung in die Menge kam. Der große, junge Mann drängte sich durch die Leute, indem er sie ohne Umstände zur Seite schob. Als er in den Kreis trat, war Schmitt gerade dabei, zu einem neuen Fußtritt auszuholen. Das ganze Gewicht seines Körpers ruhte dabei auf einem Fuß. Da versetzte ihm der Antömling einen derben Schlag ins Gesicht. Schmitts Fuß verließ den Boden, sein Körper flog durch die Luft, und er fiel der Länge nach rüchlings auf den Schnee. Darauf wandte sich der junge Mann an die Zuschauer.

„Ihr Feiglinge!“ schrie er ihnen ins Gesicht. „Bestien, die ihr seid!“

Auch er war wütend, aber seine Wut war eine gesunde. Seine grauen Augen blühten wie Stahl, als sie über die Menge glitten. Schmitt stellte sich wieder auf die Füße und kam kriechend herangeschlichen. Aber der Fremde wußte nicht, was für ein jämmerlicher Feigling Schmitt war, und er dachte, er wollte sich für den Schlag rächen. Also empfing er ihn mit einem zweiten Schläge, indem er ihn abermals „Sie Bestie!“ zurief. Darauf hielt es Schmitt für das angemessenste, im Schnee liegen zu bleiben, und machte vorläufig keinen Versuch mehr, aufzustehen.

„Kommen Sie, Matt,“ rief der Fremde dem Hundetreiber zu, der ihm in den Kreis gefolgt war, „kommen Sie und helfen Sie mir.“

Beide Männer beugten sich über die Hunde. Matt ergriff Wolfsblut, um ihn aus Cherotees Rachen zu ziehen, wenn der loslassen sollte, und der jüngere Mann suchte dies zu bewerkstelligen, indem er mit den Händen die Rinnladen der Dogge aufzubrechen suchte. Aber das war ein eitles Unterfangen! Während jener zog und zerrte und drückte und drehte, machte er seinem Unwillen von Zeit zu Zeit mit einem gemurmelt: „Die Bestien!“ Luft.

Die Menge begann unruhig zu werden, und einige Leute besagten sich darüber, daß man ihnen das Vergnügen verderbe. Allein sie wurden schnell zum Schweigen gebracht, als der Fremde den Kopf erhob und, in der Arbeit innehaltend, sie einen Augenblick anschaute.

„Verfluchte Bestien, die Ihr seid!“ brach er dann los, darauf machte er sich wieder an die Arbeit.

„Es nützt nichts, Herr Scott,“ sagte endlich Matt. „Sie können sie in der Weise nicht trennen.“ Die beiden hielten inne und bejaßen sich die ineinander verbißenen Hunde.

„Er blutet nicht so sehr,“ fuhr Matt fort. „So ganz ist der andere also noch nicht drin.“

„Aber das kann jeden Augenblick geschehen,“ versetzte Scott.

„Da! Haben Sie's gesehen? Er hat viel tiefer hineingebissen.“ Des jungen Mannes Besorgnis um Wolfsblut nahm zu. Er schlug ein paarmal Cherotee derb auf den Kopf, aber der ließ nicht locker. Vielmehr wedelte er mit dem Schwanz, um zu zeigen, daß er die Bedeutung der Schläge verstände, sich aber im Recht wußte und nur seine Pflicht täte, wenn er festhielt.

„Will denn keiner helfen?“ rief Scott in Verzweiflung aus, indem er sich an die Zuschauer wandte.

Aber niemand rührte sich. Statt dessen begann man höhnische Bemerkungen zu machen und lächerliche Ratschläge zu geben.

„Sie müssen einen Keil gebrauchen,“ rief Matt.

Der andere griff nach der Hüfte, zog den Revolver heraus und versuchte, den Lauf desselben zwischen die Rinnladen der Dogge zu schieben. Er schob und drückte so kräftig, daß man das Knirschen des Stahls an den zusammengebissenen Zähnen hörte. Beide Männer lagen auf den Knien und beugten sich über die Hunde. Da trat Tim Keenan in den Kreis. Er stellte sich neben Scott, berührte die Schulter desselben und sagte warnend: „Drehen Sie ihm nicht die Zähne entzwei.“

„Vielleicht breche ich ihm den Hals,“ erwiderte Scott, indem er fortfuhr, den Lauf des Revolvers tiefer hineinzuschieben.

„Ich habe nur gesagt: Drehen Sie ihm nicht die Zähne entzwei!“ wiederholte der andere mit Nachdruck.

Wenn das eine Drohung war, so nützte sie nichts. Scott ließ von seiner Arbeit nicht ab, obgleich er kalblütig anschaute und fragte: „Ist das Ihr Hund?“

Der Spielbankbesitzer bejahte durch ein Grunzen.  
„Dann kommen Sie her und brechen Sie ihm die Kinnladen auf.“

„Na, hören Sie,“ entgegnete der andere ärgerlich, „darauf bin ich nicht eingeübt. Das muß ich Ihnen sagen. Den Kniff verstehe ich nicht.“

„Dann lassen Sie mich in Ruhe,“ war die Entgegnung, „und gehen Sie mir aus dem Wege. Ich habe zu tun.“

Tim Keenan blieb neben Scott stehen, aber dieser nahm weiter keine Notiz von ihm. Es war ihm gelungen, das Rohr auf der einen Seite zwischen die Kinnladen der Dogge zu schieben, und er versuchte nun, es auf der anderen Seite herauszubekommen. Als dies endlich geglückt war, bewegte er es leise und vorsichtig wie einen Hebel, indem er allmählich die Kinnbaden lockerte, während Matt ebenso allmählich Wolfsbluts zerfleischten Hals herauszog. „Weiben Sie in der Nähe, um Ihren Hund zu fassen,“ wandte sich Scott kurz und befehlend an Cherokees Eigentümer.

Der Hazardspieler bückte sich gehorsam und packte Cherokees mit festem Griff.

„Jetzt!“ kam es warnend von Scott, indem er den Hebel noch einmal in Bewegung setzte. Die Hunde waren getrennt, aber die Dogge strebte mit aller Macht vorwärts.

„Nehmen Sie den Hund weg,“ gebot Scott und Tim Keenan zog Cherokees in den Kreis der Zuschauer zurück.

Wolfsblut machte einige fruchtlose Anstrengungen, sich auf die Füße zu stellen, aber die Beine waren zu schwach, ihn zu tragen, und er sank langsam auf den Schnee zurück. Seine Augen waren halb geschlossen und gläufig, das Maul stand offen, und die Zunge hing schlaff aus dem Halse heraus. Er sah wie erwürgt aus. Matt untersuchte ihn.

„Er ist nahe dran gewesen,“ verkündete er. „Aber er atmet noch ganz regelrecht.“

Der schöne Schmitt hatte sich erhoben und kam heran, um nach Wolfsblut zu sehen.

„Matt, wie viel ist ein guter Schlittenhund wert?“ fragte Scott.

Der Hundetreiber, immer noch auf den Knien, bückte sich über Wolf und rechnete einen Augenblick. „Dreihundert Dollar,“ antwortete er dann.

„Und wieviel einer, der so zerrissen und zerfleischt ist, wie der da?“ fragte Scott, indem er Wolfsblut mit der Fußspitze berührte.

„Die Hälfte,“ lautete die Antwort des Hundetreibers. — Scott wandte sich an Schmitt.

„Geben Sie gehört, Herr — Bestie? Ich nehme Ihnen den Hund ab und gebe Ihnen hundertundfünfzig Dollar dafür.“ Dabei öffnete er sein Taschenbuch und zählte die Scheine ab. Schmitt legte die Hände auf den Rücken zum Zeichen, daß er das Geld nicht nehmen wolle.

„Ich verkaufe ihn aber nicht,“ entgegnete er.  
„Doch! Weil ich ihn kaufe,“ versetzte der andere. „Hier ist das Geld. Der Hund gehört mir.“

Schmitt machte mit den Händen auf dem Rücken einige Schritte nach rückwärts. Scott sprang auf ihn zu und holte zum Schlage aus. Der andere bückte sich, um denselben zu vermeiden.

„Ich habe doch ein Recht auf ihn,“ rief er weinerlich aus.

„Sie haben sich Ihres Rechts auf den Hund verlustig gemacht,“ war die Entgegnung. „Wollen Sie das Geld nehmen oder soll ich —“ und Scott erhob abermals die Hand zum Schlage.

„Schon gut,“ versetzte Schmitt mit einer Naschheit, die nur aus Furcht entspringen konnte. „Aber ich nehme das Geld nur unter Protest. — Der Hund ist eine Goldgrube,“ fügte er hinzu, „und ich werde mich nicht berauben lassen. Jedem das Seine.“

„Da haben Sie recht,“ antwortete Scott, indem er ihm das Geld hinreichte. „Jedem Menschen das Seine. Aber Sie sind kein Mensch, Sie sind eine Bestie.“

„Warten Sie nur, bis ich nach Dawson komme, dann verklage ich Sie,“ drohte Schmitt.

„Wenn Sie auch nur den Mund auf tun, wenn Sie nach Dawson kommen, so lasse ich Sie aus der Stadt jagen. Verstehen?“

Schmitt brummte eine Erwiderung.

„Verstanden?“ donnerte der andere ihn an.

„Ja,“ brummte Schmitt zurückweichend.

„Ja — weiter?“

„Ja wohl, Herr,“ entgegnete Schmitt, indem er ihm höhnisch die Zähne wies.

„Nehmen Sie sich in acht! Der heißt noch!“ rief jemand unter den Zuschauern, worauf ein schallendes Gelächter ertönte. Scott kehrte sich um und trat an den Hundetreiber heran, der um Wolf beschäftigt war, um ihm zu helfen. Einige Leute machten sich auf den Heimweg, andere standen in Gruppen, gafften und schwätzten. Tim Keenan gesellte sich zu einer der Gruppen.

„Wer ist denn das Großmaul?“ fragte er.

„Weedon Scott,“ antwortete einer.

„Und wer, zum Henker, ist Weedon Scott?“ fragte der Hazard-

spieler.  
„Ach, einer von den allerersten Minenexperten. Er steht sich mit all den großen Tieren da gut. Wenn Sie nicht in Angelegenheiten kommen wollen, so kommen Sie dem nicht in den Weg, das rate ich Ihnen. Er hat alle Beamten in der Tasche. Der Gouverneur ist ein Duzfreund von ihm.“

„Ich dachte gleich, es müßte was besonderes mit ihm los sein,“ versetzte der Hazardspieler.

„Darum hielt ich auch von Anfang an meine Finger von ihm fern.“

## Wintersport.

Von Richard Wengraf.

Unseren Großeltern, unseren Eltern noch war der Winter die „schlechte Jahreszeit“ kurzweg, die Zeit des Frostes, der kalten Kühe, der Schnupfen und Katarthe. Trost bot die sichere Erwartung eines durch den ewigen Kreislauf der Natur bestimmten Wchfels, die Frühlingshoffnung. Was es an Winterfreuden außerhalb der geheizten Stube gab, war für den Städter zumindeß recht wenig: Schlittschuhlaufen auf eng umschriebener Bahn, für die Schuljugend noch die Schneeballschlachten auf dem Heimwege, sofern dies nicht als strafwürdige Ordnungswidrigkeit angesehen wurde. Das alles hat sich in den letzten zehn, zwölf Jahren geändert. Der heutigen Generation ist der Winter nicht länger ein böser Feind, vor dem man sich ängstlich hinter dichten Mauern verbirgt; er ist eine Quelle reiner Lebenslust geworden für alle, die gesunde Glieder und ein bißchen Latkraft ihr eigen nennen. Viel mehr ist nämlich gar nicht notwendig, um auf irgendeinem Gebiete des Wintersports — es gibt deren viele — seine Rechnung zu finden. Man braucht kein Jüngling und kein Badfisch zu sein, um auf verschneitem Waldwege, den niederen Rodelschlitten hinter sich herziehend, bergan zu schreiten, um dann vom Kopfende der Bahn, je nach Lust und Schneidigkeit, mehr oder weniger bremsend, talwärts zu sausen. Es gibt sehr ernsthafte, im Dienst ergraute Bureauenschen, die ihre Sonntage nicht angenehmer zu verbringen wissen, als auf der Rodelbahn, und wenn am nächsten Tage die Angestellten erneut feststellen, daß die Verbofität des „Alten“ bis auf einen kleinen, offenbar unvermeidlichen Rest verschwunden ist, so wissen sie, daß diese wohlthätige Wirkung nur der heilsamen Bewegung in der reinen staubreien Luft zu danken ist.

Freilich, wenn man jung und elastisch ist, so bietet der Wintersport noch ganz anderes, als wohl bescheidene Rodelfahrt auf sanft geneigter Bahn. Aber nicht wahr, das ist ja auch auf allen anderen Gebieten menschlicher Betätigung so, daß die Jungen immer von allem das Beste haben.

Wer in den Abendstunden auf einem der großen Fernbahnhöfe in Berlin, besser noch in Wien und München geriet, dem bot sich ein eigenartig bewegtes Bild. Nur in den paar Sommertagen nach Beginn der Schulferien kann man sonst noch solchen Menschen- drang in den Vorhallen, vor den Personentassen und Gepäckschaltern beobachten. Fast lauter kräftige Gestalten im Sportanzuge, mit Rucksack und Skiern beladen, eisen die Treppen hinauf, gut ein Viertel davon weiblichen Geschlechts, nicht alle schön und nicht alle anmutig, aber alle mit freudbelühenden Augen, mit frohen Gesichtern, in denen sich die Erwartung bevorstehender Genüsse malt. In den Sportzügen ist der Mitreisende nicht der Feind, der Platz und Ruhe raubt, sondern, welcher Gesellschaftsklasse er immer angehören mag, der Kamerad, mit dem man sich ein paar Stunden, vielleicht eine ganze Nacht hindurch wohl verträgt. Wettermeldungen und Schneeberichte werden ausgetauscht, Touren empfohlen und beschrieben, sportfreundliche Gastwirte erhalten ihr gestrichenes Maß an Lob, und vor unheizbaren oder allzu belebten Zimmern wird gewarnt. In der Ecke dort hält ein Ehepaar, das dabeim keine Zeit zum Abendbrot gefunden, behagliche Mahlzeit aus den Schälchen der Aluminiumdose. Wenn einer ein gelehrter Schlangennensch ist, schläft er, auf anderthaus Platz bequem zusammengerummelt, den Schlaf des gerechten Skifahrers. In der dritten Klasse ist das nicht gar so einfach. Aber da gibt es Schabiten, die unübertrieben in der Kunst sind, hoch oben über den Gepädrägern ein Lager zu bereiten. Drei Paar Skier nebeneinander ausgebreitet, darauf ein paar Mäntel als Matratze und ein Rucksack als Koppolster sollen ein ganz ausgezeichnetes Bett abgeben.

Nun, wie immer eine solche Nacht im überfüllten Eisenbahnzuge verbracht wird, sie bleibt ein Opfer, das der begeisterte Skifahrer — andere gibt es nicht — freudig auf sich nimmt. Aber kaum ist man am Ziele, kaum sind die Skier auf den verschneiten Bahnssteig gerastelt, kaum ist unter beträchtlichem Rufen nach zurückgebliebenen Rucksäcken das Freie gewonnen, so ist auch schon die Uebernächlichkeit wie durch Zauber Schlag verdunstet. Nach kurzer Frühstücksrast im nächsten Gasthause (merkwürdig, was die Leute im Gebirge unter Tee verstehen; aber das macht nichts) beginnt der Marsch. Erst geht es durch die verschlafene Straße des Dertchens an der schmutzen Kirche mit dem Zwiebelturm vorbei. Vor dem Tor sammeln sich die Einwohner zur Messe. Mancher von den Alten schüttelt mißmutig den Kopf über die „Schneenarren“, die einem nicht einmal im Winter seine Ruh lassen, wo man doch schon im Sommer genug Schererei mit den Stadtleuten gehabt hat. Aber die Jungen sind mit uns und rufen uns ein fröhliches „Stille!“ zu. Mancher von ihnen übt schon fleißig auf alten Fapdauben die neue Kunst, und in zehn Jahren gibt es gewiß kein noch so entlegenes Gebirgsdorf mehr, wo nicht der Ski als einziges Verkehrsmittel bei tiefem Schnee eine bedeutende Rolle spielen wird. Einstweilen freilich hat die Gegend, der diesmal unser Besuch gilt, nur einen einzigen Skifundigen, das ist der Jägerloisl, mit dem wir uns beim Bergwirt, wohl an die tausend Meter hoch und am Ende des aus-

gefährnen Schlittenweges, Stelldichein gegeben haben. Bis zum Bergwirt kommt man auf dem gefrorenen Pfad besser ohne Skier vorwärts; die schleift man an langen Striden nach. Allmählich hat es zu lagern begonnen, und die verschneiten Föhrenwipfel hoch über uns glißern im ersten Morgenrot. Wir wandern noch im Schatten. Es ist grimmig kalt. In dicken Fäulungen aus grobem Ziegenhaar stecken die Hände, weidwollene Schneehauben schüßen Ohren und Hals. Der Atem gefriert vor dem Munde und läßt sich als klirrendes Eis in den Rärten nieder. Nach einer Stunde schieben wir mit angeknallten Skiern vor dem Wirtshaus — marschbereit. Der Loisl hat uns einen herrlichen Tag versprochen, und schon liegt die Halbe gegenüber in hellem Sonnenglanz. Nach werden die Schwißer und Schneehauben im Kuckuck verkauft, und ein gang Vorlichtiger setzt sogar die schwarze Schnebrille auf. Sechshundfelle, die unter die Gleitflächen der langen Bretter gebunden werden, erleichtern den Aufstieg. In ziemlich steilen Serpentinien geht es bergan, und bald umfängt uns dichter Nadelwald. Unter der wuchtenden Schneelast beugen sich die Zweige tief zur Erde, die seltsamsten und reizvollsten Nauhreifgebilde umgibt die schlanken Äste und Zweige. Prüfend senken wir den langen Bergstock in den Schnee. Wir kommen kaum auf den Grund. Ohne Skier fände man hier bis an die Hüften ein. Ein Kubel Neße kreuzt unsere Spur. Die schnellfüßigen Tiere haben Mühe, sich durchzuarbeiten, und das bringt den Loisl auf eine unbedingte wahre Geschichte von einem Gemshod, der so tief eingesunken war, daß ihn der Loisl aus seiner unangenehmen Lage befreien mußte — natürlich nicht, bevor er ihm mit seinem scharfen Messer seinen Bart, die kostbare Trophäe, kurzweg abrasiert hatte. Oberhalb des Waldes, in anderthalb tausend Meter Meereshöhe, ist ein Stadel, eine leere Almhütte, die offen steht und bei schlechtem Wetter erwünschten Unterschlupf bietet. Heute können wir des schirmenden Daches leicht entzehen, aber auf der sonnenbeschienenen Bank an der Südseite wird längere Rast gehalten. Allerlei Gutes wird aus den Kuckucken zutage gefördert, als Getränk dient kalter Tee oder auch warmer in einer der jetzt so verbreiteten Isolierflaschen. Der Loisl nimmt sogar einen herzhaften Schluck scharfduftenden Engianbranntweins. Er kann sich das wohl erlauben, denn für ihn ist die heutige Tour eine Spielerei, während der sporttreibende Städter Alkohol und Zigarren während der Tour aufs strengste meiden muß. Diese erzwingende Enthaltensamkeit ist vielleicht eine der heilsamsten Wirkungen des Skifahrens.

Oberhalb der Almhütte fängt der Wald an, recht schütter zu werden, und bald löst knorriges Krummholz die hochstämmigen Bergtannen ab. Immer steiler wird der Hang, immer kürzer müssen die Serpentinien angelegt werden. Nach knappen drei Viertelstunden ist das mächtig breite Gipfelplateau erreicht, wo sich unseren Augen die herrlichste Aussicht auf die verschneite Bergwelt nah und fern öffnet. Vollkommene Windstille läßt zu behaglicher Rast im warmen Sonnenstein. Gemächlich löst man die Fellstreifen von den Brettern, prüft das Riengzeug, zieht die Schuhe fester. Noch ein letzter Blick in die Runde, dann setzt sich der Loisl in Bewegung — wir andern folgen in mäßigen Abständen. Nun geht's die andere Seite des Berges hinab, wo der Schnee so tief liegt, daß die meterhohen Jochen (Krummföhren) fast ganz von der weißen Decke eingehüllt sind. Pfeilgeschwindigkeit sausen wir zu Tal, aber in jedem Augenblick kann die schnelle Fahrt durch einen eleganten Schwung — „Telemar“ oder „Christiania“ — bei stärkeren Neigungen durch einen kräftigen Bogen geheimt werden. Wald und Almboden wechseln, ganz ohne Stürze geht's nicht ab, zumal im vereisten Hohlwege, der eigentlich schon mehr eine Rodelbahn ist. Solch ein vereister Hohlweg kostet mitunter eine Schießpfe, und dann heißt's, den Reparaturbeutel herborziehen und schlecht und recht fliden oder die Bretter schultern und den Rest der Abfahrt schön zu Fuß zurücklegen. Mit ähnlicher Zwischenfällen sollte man immer rechnen und darum die Zeit bei Skitouren niemals zu knapp bemessen. Wir sind so vorsichtig gewesen, für die Abfahrt zwei Stunden anzusehen; da aber alles gut und glatt verlaufen ist, landen wir schon nach einer guten Stunde an der Fahrstraße.

Freilich, so mühelos-heiter verläuft nicht jeder Skiausflug. Sieht man selbst von den eigentlichen Hochtouren, die über Gletscher und in Höhen von 3000 bis 4000 Meter führen, ab, so bieten Schneesturm, unvorhergesehen einfallender Nebel oder gar plötzliche Schwäche eines ungeübten Teilnehmers, endlich meist nach Neuschnee oder Eöhn die verschiedenen Arten von Lawinen ernste Gefahren. Solange man seiner Kräfte und seiner Terrainkenntnis nicht vollkommen sicher ist, tut man gut, sich über die obere Baumgrenze nicht hinauszuwagen.

Das ist ja gerade der große Vorzug, den das Skifahren vor anderen Wintersportgattungen voraus hat, daß es auch dem körperlich mürber Tauglichen, wenn er Maß zu halten versteht, einen genußreichen und gefahrlosen Betrieb ermöglicht. In körperlichen Anforderungen Gebrechen bringen es auch in reiferem Alter nach kurzem Training so weit, daß sie unter sachkundiger Führung nahezu kurzfristige Bergfahrten unternehmen können. Der sogenannte Stilllauf freilich, der die höchsten Anforderungen an Eleganz und Säuberlichkeit stellt — er umfaßt auch das Springen von hoher, kunstvoll erbauter Schanze — wird immer die Domäne der geschmeidigen Jugend bleiben. Hier findet sie Gelegenheit, alle Kräfte des Körpers und des Willens spielen zu lassen, weit besser als bei dem halbbrüderlichen Bobbleisfahren, das leider als Attraktion für Wintersportliebhaber an allen fashionablen Wintersportplätzen immer

mehr in Mode kommt. Da wird der oft mehrere hundert Pfund schwere Schlitten von Pferden oder mittels elektrischer Kraft bergan geschleppt, dann nimmt vorne der Lenter, hinten der Bremser Platz, dazwischen noch zwei Herren und eine Dame — so will es die Rennregel — und jetzt geht es im Expresszugstempo die künstlich vereiste, turbenreiche Bahn hinab. Die drei in der Mitte sind nicht viel mehr als Ballast; wenn sie auch durch geeignete Bewegungen, das sogenannte „Bobben“, den Lenter unterstützen können, sind sie doch durchaus von der Geschwindigkeit des Steuermanns und des Bremers abhängig. Es gibt kaum eine bekanntere Bobbahn, die nicht alljährlich einige Unglücks- oder gar Todesfälle zu verzeichnen hätte. Solche Auswüchse der Sportnartheit schaden dem Wintersport überhaupt und sind Wasser auf die Mühle der Stubenhocker, die ihre gesunden, aber trägen Glieder lieber im Bier- oder Kaffeehaus dehnen, statt sie in freier Luft zu stählen. Mögen sie immerhin über die „Sportferien“ die Nase rümpfen — die Zukunft gehört der Jugend, gehört den rüstigen Männern und Frauen, die sich Sonntags auf weitgestreckten Eisbahnen, im winterlichen Hochwalde und auf verschneiten Bergflanken rote Wangen und gesunde Nerven holen.

## Kleines feuilleton.

### Aus der Vorzeit.

Das bronzezeitliche Dorf Hohensalza. Mit lebhaftem Interesse wurde die Kunde vernommen, daß es vor kurzem Hilmar Kallies gelungen ist, nahe bei Hohensalza die Spuren einer vorgeschichtlichen Siedelung zu entdecken, die auf die Bronzezeit zurückging und ungewöhnlichen Umfang beisehen zu haben scheint. Inzwischen hat der Entdecker dieser neuen prähistorischen Fundstätte umfassende Ausgrabungen eingeleitet, die bereits nach kurzer Zeit von sehr interessanten Erfolgen begleitet gewesen sind.

Nach Freilegung einer größeren Fläche stieß Kallies auf eine große Schicht Hausbewurf, der von einer umgestürzten Wand her zurückzuführen seien. Darunter fand sich bei den weiteren Grabungen ein Herd sowie dicht beieinander unzählige Gruben. Der größte Teil erklärte sich als Pfostenlöcher, die von den Gebäuden herrühren, die hintereinander dort erbaut waren. Leider ließ sich kein bestimmter Grundriß aus der Unmenge Pfostenlöcher feststellen. Erst an anderer Stelle hoben sich die Pfostenreihen der Wände eines Hauses deutlich vom Boden ab. Die Endpfosten in Gruben bis 1,50 Meter im Durchmesser, die Zwischenpfosten in 30—50 Zentimeter weiten und 50 Zentimeter tiefen Löchern. Von den Zwischenpfosten waren wiederum die in der Mitte der Breiseite stärker, da sie den Sichel zu tragen hatten. Der Herd — 80 Zentimeter im Durchmesser — unterschied sich von den früher gefundenen durch eine festgestampfte Leinwand, in die dann sehr kleine Steine, höchstens in Größe einer kleinen Faust eingebettet waren. Dicht daneben lag eine zweite kleinere mit Steinen belegte Fläche, wahrscheinlich ein Nebenherd von nur 65 Zentimeter Durchmesser. Unter diesem fand man eine Grube von 30 Zentimetern Tiefe, auf deren Grunde die Scherben eines 40 Zentimeter weiten dickwandigen Gefäßes lagen, das sich zusammensetzen ließ. In einiger Entfernung war eine flache 1,50 Meter weite Grube, deren Wandungen mit einer Aschenschicht bedeckt waren, vermutlich eine Herdgrube, die einen Steinherd ersetzen mußte. Eine andere Grube scheint als Brunnen gedient zu haben. Sie ist 70 Zentimeter weit, zylindrisch, gegen 2 Meter tief und reicht bis in die wasserführende Schicht. Der untere Teil war mit schlammiger Erde gefüllt, in der sich einige Scherben fanden, die obere Hälfte war voll Hausbewurf mit einem Bebegetgewicht aus sehr wenig gebranntem Ton darunter. Im weiteren Verlauf der Arbeiten wurden einige Abfallgruben untertucht, in denen Haustierknochen und unzählige Scherben gefunden wurden.

Auffallend ist der Reichtum an Scherben, die sich teilweise zu Gefäßen der verschiedenen Formen und Größen zusammensetzen lassen. Diese Gefäße beweisen, daß sich an dieser Stelle schon zur letzten Steinzeit und noch in der Eisenzeit etwa um Chr. Geburt, wenn auch nicht in der Ausdehnung der Bronzezeit, Ansiedelungen befanden. Aus dieser letzten Zeit fand sich auch ein sehr charakteristischer Wägel (eine Bronzezibel, Sicherheitsnadel) mit eiserner Nadel. Ueberhaupt sind die Kleinfunde verhältnismäßig zahlreich. Besondere Aufmerksamkeit verdienen mehrere verholzte miteinander zu einem Rahmenwerk verbundene Hölzer, etwa armstark und dem Anscheine nach wenig bearbeitet. Es sind wahrscheinlich die Reste eines Möbelfüßes.

Zur Fortbewegung auf dem Eise benutzten die Bewohner dieser alten Siedelung „Schlittschuhen“: Fußknochen vom Pferd oder Hind waren zugespitzt oder mindestens abgeflacht, um ein leichteres Gleiten zu erzielen. Man benutzte nur einen Knochen, auf dem man einen Fuß setzte, ohne den Knochen weiter zu befestigen; mit dem anderen Fuß stieß man sich ab. An einer Stelle fanden sich die Überreste einer Bronzezieheri mit vielen zerbrochenen Formen von Bronzeringen usw. Neben verschiedenen zugespitzten Knochenwerkzeugen treten in großer Zahl 10—15 Zentimeter lange Stücke von an einem Ende zugespitzten Tierrippen in die Erscheinung. Es muß ein vielgebrauchter Gegenstand sein, da er die Anzahl aller anderen Knochenwerkzeuge übertrifft. Eine Anzahl Spinnwirtel in allen Größen, Formen und Farben sowie mehrere Schlei- und Maßsteine beschließen die Kleinfunde.